Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 8 (1928-1929)
Heft: 11

Artikel: Das Nordische in der Bretagne
Autor: Schoch, Hedwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156763

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

fache und wirksame Waffe zum Schutze der Eidgenossenschaft bewährt; nur mußte man sie zu brauchen wagen!

Es wäre meines Erachtens keine glückliche Neuerung, wenn man aus Sentimentalität über die Härte der Ausweisung den Art. 70 irgendwie abschwächen und an seine Stelle Einschränkungen der Preß- und Vereinsfreiheit setzen wollte, die dem Bundesrat vermutlich endlose gerichtliche Scherereien verursachen würden und durch Zusammenarbeit von Ausländern mit vaterlandslosen Schweizerbürgern, deren es ja leider immer mehr gibt, umgangen werden könnten.

Die Ausweisungspraxis ist ja eher zu mild als zu schroff. Häufig wird der Ausländer vorerst verwarnt; bleibt die Warnung fruchtlos, so kann er sich nicht beklagen, wenn mit der Ausweisung Ernst gemacht wird. Die andern Staaten sind in der Ausweisung „lästiger Ausländer" trotz Niederlassungs- und Schiedsverträgen viel weniger subtil als wir. Wir haben daher keine Ursache, die schneidige Waffe des Art. 70, die uns wenigstens die rechtliche Möglichkeit gibt, Reziprozität zu üben und uns gegen die von ausländischen Gästen bewirkte Gefährdung unserer Sicherheit wirksam zu wehren, durch eine in ihren Folgen nicht leicht übersehbare Revision der Art. 55, 56 und 70 der Bundesverfassung stumpfer zu machen.

Bürglen, im Dezember 1928.

Böhi, Ständerat.

Das Nordische in der Bretagne.*)

Von **Hedwig Schoch.**

Das Nordische in der Bretagne zeigt sich kernhaft gesammelt, gebunden im Wesen eines in sich geschlossenen Volkes. Im 5. Jahrhundert von angelsächsischem Vordrängen zum Auszug gezwungen, fand es auf artverwandtem Boden Wurzelung und Triebkraft. Es fand eine Landschaft, die auf waldigen Hügelwellen den landseitigen Grenzen zutreibt, die weite, schweigende Flächen und wild zerrissene Klüfte vom Meere umbrausen läßt; Buchten, die sich weich und schimmernd in die grünenden Ufer einsenken und lautlose Flüsse, die das farnkraut- und pappelndurchwiegte Innere durchziehen. Weit spannt sich der Himmel von jagenden Wolken durchtobt, Sinnbild des Kampfes und des Friedens, wenn er sich zu köstlichem Blau beruhigt. Das Volk, das diese Erde bestellt und beseelt, ist schicksalsfest, kraftvoll, stolz und eigenwillig, nicht loszureißen aus seiner Erde und doch über sie hinausdrängend in alle Jenseitigkeiten. Das Jahrtausend der Freiheit und selbstherrlichen Kampfes, das es erlebt, hat Mut und Entschlossenheit, aber auch eine verborgene

*) Dieser Beitrag mag als wertvolle Ergänzung zu Maurice Duhamels „Autonomismus in der Bretagne" gelten. Die Schriftleitung.

Weichheit in die kräftigen Züge der Bretonen geprägt, die 500 Jahre mehr oder minder strenger Fremdherrschaft nicht auszulöschen vermochten. Ihr am Erbgut festhaftender Hartsinn, der leider durch zermürbende Touristeneinflüsse abzubröckeln beginnt, bekundet sich sinn- und sinnenfällig in ihrem äußeren Gehaben, ihrer Tracht. Bei allen Abspielungen von Kreis zu Kreis beharrt doch als einheitliches Wollen und Pflegen im Alltag das weite, dunkle, mit Sammt erhöhte Gewand, das sich um Brust und Nacken zu Weiß aufhellt, strenger im Linienschwung beim Manne, froher und beschwingter bei der Frau, deren Kopfputz bald hinschmiegend, bald neckisch ausbiegend, bald anspruchsvoll hochragend sich trägt. Im Festgewand jubelt sich dann alles in Bändern und bestickten Borten zu leuchtender Buntheit aus. Feste sind dem Bretonen beinahe immer kirchliche Feiern. Das Leben, ein dauerndes Bemühen um die Not des Daseins, geht wie der Pendelschlag hin und her, vom Jetzt zum Einst. So tief greift das Jenseits bei dem, den schicksaltragenden Wogen des Meeres erwerbsmäßig zugewiesenen Fischer in das Diesseits herein, daß das Eine das Andere bestimmt. Das Sein ist stündlich vom Nicht-Sein umringt. Die Schatten und Rätsel des Todes dringen in die Vorstellungswelt der Lebenden und schaffen im Kreise der nächtlich wachend und wartend Vereinten eine düstere Beziehung zu den Abgeschiedenen. Das Eigenleben der bretonischen Seele bewahrt sich auch in der Sprache, die, von keltischem Stamme, uns so fremd scheint, daß wir, ohne sinngemäßes Verstehen lauschen, wie weiche sattfarbene Klänge sich in schweizerisch-heimatlich rauhe Laute hüllen.

Der hohe Grad von Eigenwert dieses Volkes findet letzte und geistige Ausprägung in seiner Kunst. Den bäuerlichen Wohnbau hier einzubeziehen, geht nicht an, er verrät aber viel von der bretonischen Seelenlage, in der Weise, wie die Gehöfte sich zusammenscharen, in Stein sich wappnen und sich einducken vor dem Ungeheuren, Unerfaßlichen. Im nördlichen Küstengebiet findet das Kleinbauernhaus bescheidenste Formung. Kaum löst sich das moosbegrünte Mauergefüge aus dem Erdboden, so wird es nach anderthalb niederen Geschoßen von einem, mit rosigem Blumenflor überhauchten, steil herabfallenden Binsendach aufgefangen, das mit kräftiger Wellung das vorstoßende Fenstergebälk umfaßt, dem Boden sich angleichend und insgeheim darüber hinausschwingend. Wie ganz anders wirkten unsere, heute nahezu verschwundenen schweizerischen Strohdachhäuser in ihrer breit-behaglichen, unerschütterlichen Daseinssicherheit! Die bretonischen Städte wie Vitré, Dinan, Vannes, Quimper und in letzten Resten auch Rennes bewahren nordisch anmutende Fachwerkhäuser, wie wir sie freilich auch im mittleren Frankreich finden. Die bretonische Abwandlung zeichnet sich durch den reichen bildnerischen Schmuck der Häuserfronten aus, der der vorherrschend religiösen Lebenseinstellung folgend, zierlich bewegte und ernsthafte anschauliche Heilige zur Darstellung bringt. Mitunter verschwinden auch ganze Fassaden unter blauschimmerndem Schieferteppich. Plätze kleinster, dorfmäßiger Städte erhalten durch den granitenen Baustoff fein abgewogener Wohnhäuser eine wundersam beruhigende Geschlossenheit. Der

Granit bestimmt sozusagen die ganze religiöse Bau- und Bildkunst der Bretagne, die in den Werken kleinern Ausmaßes am stärksten fesselt, da die Kathedralen von Vannes, Dinan, Quimper, St. Pol de Léon die Formen der allerorts siegreichen französischen Gotik übernommen haben. Immerhin klingt in ihnen ein Eigenton, der aus bretonischem Gestaltungsdrang kommt. Eindrücklich bleibt die Unregelmäßigkeit der Anlage, Seitenschiffe und Chorumgänge sind in selbstherrlicher Schöpferfreiheit gestaltet. So ist der streng romanischen Halle von St. Sauveur in Dinan links ein sprühendes gotisches Seitenschiff angefügt und rechts ließ sich die feierliche Wand zu ebensolchem Erkerchen graziös durchbrechen. Im Finistère, wo das rein Bretonische, die „Bretagne bretonnante", in Sprache und Kostüm noch am stärksten lebt, finden sich die schönsten bretonischen Kirchen. Wie eine Blume auf zartem Stengel dem Boden entsteigt, so wächst der schlanke Kirchturm aus der schlichten Fassade empor, während das hohe Satteldach schirmend das Gotteshaus umfängt. Andernorts setzt sich der Turm als eisgrauer Wächter vierkantig vor den Kirchenkörper. Die feuchte Luft legt eine moosige Schicht auf das Grau des Granits und gibt jeder stummen und jeder beredten Linie der Architektur eine leise Zärtlichkeit und eine beschwichtigende Güte. Das Innere der Kirchen ist meist in Holz ausgestattet. Überhöhte Tonnen sind mit schmalem Balkenwerk verschalt. Die Wölbung wechselt raumgliedernd die Richtung, in den Seitenschiffen den breiten Jochen folgend. Dies gibt der warm abgestuften Halle Bewegtheit und Weite, dem Gläubigen Sammlung und stille Sonderandacht. Die stützenden Balken sind mit Engelsköpfen reich geschnitzt und bemalt. Haupt- und Nebenaltäre, Kanzel, Orgelbrüstung und das ins Mittelschiff gestellte Tauftempelchen, mit Weinranken und figuralem Schnitzwerk überspielt, schmiegen sich in freudigem Barock in den keuschen, feierlichen Raum. An Pfeilern anderer Kirchen stehen einfach empfundene Heilige in bemalter Holzplastik. Eine Mutter Gottes mit dem toten Sohn, der hilflos zwischen ihren warmen, werkenden Händen liegt, trägt die kräftigen, seelisch durchgebildeten Züge der bretonischen Frau. Die erstaunliche Bedeutung der Kirche im kleinsten verlassensten Dorf prägt tief bedenksam die religiöse Inbrunst dieses Volkes ein. Nirgends aber tritt sie uns so erschütternd, so packend, so aufwühlend entgegen wie in den „Calvaires", die, häufig mitten in den Friedhof, neben die Kirche gestellt sind. Auf drei- oder viereckigem Sockel mit ausgezogenen Ecken ruht eine reliefgeschmückte Attika. Sie trägt eine Plattform, auf welcher die Leidensgeschichte Christi freiplastisch dargestellt ist, vom Gekreuzigten mit Maria und Johannes, oft noch in Begleitung der Schächer, überhöht. Was an teuflischer Bosheit und Verruchtheit der Häscher, an eitler Selbstgenügsamkeit der Pharisäer, an Leidenstiefe bis zur letzten Gebrochenheit Christi und der milden Trauer der Maria aus dem spröden Granit herausgeholt und in ewig lebendigen Ausdruck umgewandelt ist, das erstand aus der Kraft einer geistbegnadeten Volkskunst. Daß sie heute noch wacht und wirkt, das bekunden uns viele der bretonischen Grabdenkmäler für die verheerend zahlreich Gefallenen

des Weltkrieges, die ohne Pathos die schlichte Wahrheit opferwilligen Schmerzes ausdrücken.

Die Kunst ist der Spiegel, der uns am tiefsten das Nordische der bretonischen Volksseele offenbart. Nordisch ist dies Volk in seiner schrankenlosen Hingabe an das Ewige, einsam und stark in der ungebrochenen Kraft seines Wollens.

Werke und Verfasser.

Jugendschriften und eine Bubengeschichte.

In dem von Merker und Stammler herausgegebenen Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, das im Erscheinen begriffen ist und sein Programm in ungemein sympathischer Weise löst, hat H. L. Köster, Lehrer in Hamburg, der deutschen Jugendliteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart eine lehrreiche „kleine Skizze" gewidmet. Sie tut einem gute Dienste, wenn man des Autors umfangreichere „Geschichte der deutschen Jugendliteratur" nicht zur Hand hat. Es ergibt sich aus seinem Überblick, wie vielfältige Wandlungen die deutsche Jugendliteratur in den vergangenen anderthalb Jahrhunderten, seit der Zeit, da sie sich als besondere Gattung von der allgemeinen schönen Literatur abzweigte, durchgemacht hat; nie ist sie völlig auf einem Geschmackniveau erstarrt, immer wieder haben sich in dieser so stark dem Kinde zugewendeten Zeitspanne bedeutende Vertreter des literarischen Lebens gefunden, die die Wichtigkeit der Pflege dieses Gebietes erkannten, sie forderten und ihr mit eigenen Versuchen dienten. So wird die Geschichte unserer neueren Jugendliteratur zu einem eigenartigen und reizvollen Spiegel der gleichzeitigen Strömungen in der großen Literatur, wobei es den Reiz des Studiums ausmacht, der Frage nachzugehen, wo und wie weit der Spiegel getreu ist, wo er versagt, wo er verzerrt und wie und warum er es tut.

Auffällig bleibt, wie mühevoll weitblickende programmatische Forderungen sich Geltung verschaffen mußten, wie lange es trotz der Beteiligung von Leuten mit gutem Namen ging, bis man die Jugendliteratur ernstlicher ins Auge faßte und von der Kritik strengere Maßstäbe forderte: das Jugendbuch galt allzu lange mehr als Unterhaltungsschrift denn als ein Bildungsmittel, das höchsten Anforderungen genügen müßte. Schon 1787 hatte sich Gedike gegen den „unabsehbaren Schwarm der Skribbler" gewendet, „die wie hungrige Heuschrecken über das neue Feld herfielen und sich berufen glaubten, für Kinder und Schulen zu schreiben", manche Berufene hatten im Laufe der Zeit ihr Scherflein beigesteuert, und doch klang es wie eine Erlösung, als Heinrich Wolgast rund hundert Jahre nach Gedike über „Das Elend der deutschen Jugendliteratur" klagte und verlangte: Die Jugendschrift in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein. Wir stehen heute noch im Kampfe um die gesunde und vollwertige Jugendschrift oder viel-